

Gesegnete Erntezeit!



„Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab,
auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden,
sondern das ewige Leben haben.“ Johannes 3, 16

Ob der Großstadtmensch noch bewusst Erntedank feiern kann? Das Brot kauft man im Bäckerladen. Kartoffeln kann man fünfpfundweise in Plastikbeuteln haben. Frische Waldbeeren gibt es aus der Kühltruhe, auch wenn sie schon vor einigen Wochen gepflückt worden sind. Tafelfertige Mahlzeiten werden von den Kaufhäusern in Konservendosen angeboten. Das sind alles nüchterne Geschäftsvorgänge. Der Ersterzeuger ist der Bauer, wir anderen gehören alle zu den Verbrauchern. Oder gibt es noch einen anderen Ersterzeuger?

Ja, es gibt ihn. Wir singen ja:

*„Alle gute Gabe kommt her von Gott dem Herrn.
Drum dankt ihm, dankt, drum dankt ihm, dankt
und hofft auf ihn!“*

Das müssen wir, Kinder des technischen Zeitalters, uns ganz neu zu Herzen nehmen, auch wenn wir dankbar für alle gute und saubere Verarbeitung, für alle gewissenhafte Konservierung der Erntevorräte sind. Wir wollen dankbar aller Landwirte gedenken, welche die Saat gesät, die Felder gepflegt und die Ernte eingebracht haben.

Aber wir wollen auch diesmal wieder Gott die Ehre geben, und wir wollen beim fröhlichen Erntedank die Hungernden der Erde nicht vergessen.



Dankbarkeit macht das Leben reich

Das muss der Einfältige einsehen: wenn ich zwei Kindern je einen Apfel gebe, und das eine steckt ihn gleichgültig in die Tasche, und das andere bedankt sich und beißt fröhlich hinein, so ist das zweite das glücklichere und reichere Kind. Es gehört mit zum Verhängnisvollsten, dass die Menschen unserer Zeit das Danken verlernen.

Es erscheint ihnen selbstverständlich, dass sie Ansprüche an das Leben haben. Was ist da zu danken? Gott Dank schuldig zu sein ist ihnen ein unvorstellbarer Gedanke. Aber erst die Dankbarkeit macht das Leben reich. Wenn ich einmal angefangen habe zu überlegen, wofür ich dankbar sein kann, dann findet sich eines zum anderen. Auch die Kleinigkeiten.

Wer Gott nicht dafür dankt, dass er abends gesund zu Bett gehen kann, der wird ihm auch nicht dafür danken können, dass er nach einem gesegneten Leben in Frieden heimgehen darf. – Was tun wir, um ganz bewusst dankbar zu leben?

*„Der Missionsbote“,
ein christliches Blatt, das monatlich im
Interesse der Deutsch-Kanadischen Mission
herausgegeben wird.*

*Zeugnisse, Berichte und kurze Artikel
bitte an den Editor senden:*

*Harry Semenjuk
10024-84 Ave.*

*Edmonton, AB T6E 2G5 Canada
Tel.: (780) 439-3514; Fax: (780) 433-1396
Email: hsemenjuk@thechurchofgod.cc*

www.gemeindegottes.org

*„Der Missionsbote“ is published monthly by
The Canadian Mission Board of the German
Church of God.*

*Printed by Christian Unity Press,
York, Nebraska 68467 U.S.A.*

Ein phantastischer Bauplan

Ein Millionär, der meinte, dass für sein Geld alles möglich sei, beauftragte einen Architekten mit folgender Aufgabe:

„Sie sollen für mich einen Turm bauen, der einen Durchmesser von 4 Meter hat. Darin müssen Treppen und Gänge, Wasserleitungen und Materialaufzüge eingebaut werden. Die Wände dürfen nur einen halben Meter dick sein. Die Höhe des Turmes aber muss 1500 Meter betragen. Er muss sich nach allen Seiten biegen können, und in seiner Spitze soll eine chemische Fabrik eingebaut werden.“

Natürlich ist das eine erfundene Geschichte. Aber es gibt einen „Turm“ dessen Höhe tatsächlich 400mal größer ist als sein Durchmesser. Dieser „Turm“ ist der Roggenhalm.

Seine Wand ist nur einen halben Millimeter dick, während sein Durchmesser vier Millimeter beträgt und seine Höhe 1,5 Meter.

In den Rippen des Halms finden sich Treppen und Gänge. Aufzüge für Nahrungsmittel und Leitungen für das Wasser sind vorhanden.

An der Spitze des Halms, in der Ähre, befindet sich eine chemische Fabrik, in der das Mehl für das Brot des Menschen in Form von Körnern hergestellt und gespeichert wird.

So werden Milliarden von Ähren zum Zeugnis von der Größe und Güte Gottes.



Wie der Regen kam

Schon über sechs Monate wartete der Stamm der Banomba in Zentralafrika auf Regen. Die Äcker waren vorbereitet für die Saat, aber der Regen fehlte. Das Land war so ausgetrocknet, dass die Erde große Risse aufwies. Sie war so hart, dass man sich die Füße brechen konnte, wenn man das Unglück hatte, in solch einen Spalt zu geraten. Früher, als das Land noch nicht unter der Kolonialherrschaft stand, hatte man in solchen Zeiten der Dürre Gefangene aus dem feindlichen Stamm der Vasanga zu machen gesucht, die dann den Geistern geopfert wurden. Heutzutage versucht man durch das Opfern von Ziegen, Schafen, Hühnern und anderem Getier den ersehnten Regen herbeizuzaubern. Aber häufig bleibt der Erfolg aus. So war es auch diesmal.

Da suchte der Häuptling Mwashya seinen Freund auf, den Zauberer, und besprach mit ihm die Sache. Der ließ den Stammesleuten sagen, sie sollten ihm ein paar Ziegen, Schafe oder Hühner bringen. Er wollte die Geister bitten, ihm durch Untersuchen der Eingeweide der Tiere zu zeigen, woran es liege, dass der Himmel keinen Regen gebe. Daran musste doch irgendwer die Schuld tragen. So wurde denn der eine und andere bestimmt, die Opfertiere zu stellen. Weigerung gab es nicht. Sie würde ja nur noch mehr Unglück über den Stamm bringen. So geschah denn, was der Zauberer verlangt hatte, und schon einige Tage später kam der Bescheid von ihm, die Leute sollten Bier brauen und zum Opferfest einladen. Die Geister hatten ihm gezeigt, wer die Schuld am Ausfall des Regens trage.

In Mwashya — so hieß das Dorf nach dem Namen des Häuptlings — hatten wir eine

kleine Schar Christen, eine eifrige Missionsgemeinde. Es war mir stets ein Vorrecht, in ihrer Mitte weilen zu dürfen. Auch unsere gläubigen Freunde litten sehr unter der nun schon monatelangen Dürre. Unablässig beteten sie zu dem Gott des Himmels und der Erde, den sie in Christus ihren Vater nannten, er möge ihnen doch den so nötigen Regen senden, damit sie säen und ernten könnten.

Der vom Zauberer bestimmte Tag kam heran. Das ganze Dorf war versammelt, um der feierlichen Handlung, wenn auch mit innerem Bangen, beizuwohnen und den oder die Schuldigen zu bestrafen. Nur unsere Christenschar hielt sich fern.

In feierlichem Schmuck, Gesicht und Brust mit weißer Kreide tätowiert, den ganzen Körper mit Öl eingerieben, so dass ein beißender Geruch entstand, den Kopf mit dem Fell eines Leopardkopfes verummt, so erschien der Zauberer vor dem versammelten Stamm. Mit kleinen Sprüngen und Gliederverrenkungen begann sein Tanz, dann wurden die Bewegungen wilder und schneller, bis er schließlich in religiöser Ekstase wie der Blitz umfiel und wie tot auf dem Erdboden liegen blieb.

Die Zuschauer wissen: Jetzt spricht der Geist zu ihm. Jetzt werden sie bald zu hören bekommen, wer die Schuld an dem ganzen Elend trägt. Nach einer Weile erhebt sich der Zauberer, ruft seinem Gehilfen und setzt sich hin. Der Gehilfe bringt das erste Opfertier. Es wird geschlachtet. Nachdem der Zauberer eine Weile in den Eingeweiden herumgewühlt hat, als suche er etwas Bestimmtes, springt er auf, zeigt auf ein Stück und gibt dann seinen Spruch ab: Es sind die Christen, die den Regen aufhalten. Sie vernachlässigen das Opfern und Beten zu den Geistern der Toten, daher kommt der Regen nicht. Die Geister aber fordern Opfer.

Der Ältestenrat tritt zusammen, dankt dem Zauberer für sein Können und übergibt ihm sein Geschenk, abermals Ziegen, Schafe und Hühner. Dann hält man Gericht und beschließt, was zu tun sei, um die Geister günstig zu stimmen, damit endlich der ersehnte Regen komme. Das Urteil lautet: Entweder opfern die Christen bis zu einem bestimmten Tage oder sie werden des Stammes verwiesen, wenn es bis dahin nicht regnet.

Jetzt wird es ernst für unsere Freunde. Sie hören das Urteil. Besondere Gebetstunden werden anberaumt. Man fleht zu Gott, man bittet um Regen, aber der Regen kommt nicht. Der vom Rat bestimmte Tag rückt näher. Er ist da, aber der Regen ist noch immer nicht da. Sollen die Christen ihrem Glauben untreu werden und wieder zu dem alten Opferkult zurückkehren? Oder sollen sie sich fortjagen lassen und dann zur Missionsstation ziehen, wie es schon viele vor ihnen tun mussten? Der Abend kommt, an dem das Urteil vollstreckt werden soll. Noch beten die Christen um Regen. Sie wollen nicht opfern, möchten aber doch gern bei ihren Stammesbrüdern bleiben. Da erscheinen die Krieger des Häuptlings, um sie dem hohen Rat vorzuführen, wo sie ihr Urteil empfangen werden.

Nun ist der Augenblick gekommen, wo das Urteil ausgesprochen werden soll. Alles erhebt sich. Da! — ein Blitzen und Krachen. Die Schleusen des Himmels tun sich auf, und ein Regen prasselt auf die versammelte Menschenmenge nieder, dass sie Hals über Kopf den Platz verlassen und davoneilen. Nur die Christenschar ist allein übrig geblieben. Noch nie sind sie so gern nass geworden wie an diesem Tag. Freudig und dankbar singen sie:

*Großer Gott, wir loben dich,
Herr, wir preisen deine Stärke!*

Ja, Gott ist ein Gott der Rettungen. Ehre seinem großen Namen!

Vom Murren

„Das Volk aber murrte vor den Ohren des Herrn. Als der Herr dies hörte, entbrannte sein Zorn, und das Feuer des Herrn loderte auf wider sie“ (4. Mose 11, 1, Zür. Übers.).

So ist es immer! Klagen und Murren ist Unzufriedenheit mit dem, was Gott gegeben oder erlaubt hat.

Paulus hat nie geklagt, obwohl er ganz gewiss oft dazu verführt worden sein muss. Stattdessen hat er bezeugt: „Denn ich habe gelernt, in der Lage, in der ich bin, mir genügen zu lassen“ (Phil. 4, 11, Zür. Übers.).

Klagen ist kostspielig. — „Als der Herr dies hörte, entbrannte sein Zorn, und das Feuer des Herrn loderte auf wider sie.“ Es war kein Läuterungsfeuer, sondern ein Gerichtsfeuer, das als Folge seiner Unzufriedenheit über das Volk kam.

Gottes Wort sagt deutlich: „Tut alles ohne Murren und ohne Zweifel“ (Phil. 2, 14). Derjenige, der klagt, zieht sich Gottes Gericht über seine Seele und seinen Leib zu.

Das Heilmittel? „Saget Dank allezeit für alles Gott und dem Vater in dem Namen unsers Herrn Jesu Christi“ (Eph. 5, 20). G. E. Failing



Abraham Lincoln las als Junge den Satz:

„Die Menschen murren,
weil keine Rose ohne Dornen wächst.
Warum danken sie eigentlich nicht dafür,
dass Gott auf dornigen Stängeln
so schöne Rosen wachsen lässt?“

Diesen Satz hat er lebenslänglich nicht vergessen. 0. Dibelius



Wirksame „Pillen“

Ein Arzt besucht seine Patienten im Altersheim. Ihm fällt ein 96-jähriger Mann auf, der stets zufrieden und freundlich ist. Eines Tages spricht ihn der Arzt darauf an und fragt nach dem Geheimnis seiner Freude. Lachend antwortete der Mann: „Herr Doktor, ich nehme jeden Tag zwei Pillen, die helfen mir!“ Verwundert schaut ihn der Arzt an und fragt: „Zwei Pillen nehmen Sie täglich? Die habe ich Ihnen doch gar nicht verordnet!“ Verschmitzt lacht der Mann und antwortet: „Das können Sie auch gar nicht, Herr Doktor. Am Morgen nehme ich gleich nach dem Aufstehen die Pille der Zufriedenheit. Und am Abend, bevor ich einschlafe, nehme ich die Pille der Dankbarkeit. Diese beiden Arzneien haben ihre Wirkung noch nie verfehlt.“

„Das will ich Ihnen gerne glauben“, meinte der Arzt. „Ihr gutes Rezept werde ich weiterempfehlen. In diesem Sinn schrieb wohl auch der Mann Gottes im 118 Psalm Vers 28:

„Du bist mein Gott, und ich danke dir, mein Gott, ich will dich preisen.“

Frucht

Es ist nun Herbst geworden, der Sommer tagt dahin,
ein Wind weht aus dem Norden, die grauen Nebel ziehn.

Wenn dunkle Schatten decken das nebelgraue Land
und woll'n das Herz erschrecken, dann sieh des Meisters Hand!

Er kommt in Herbstestagen und naht sich still und sacht,
um nach der Frucht zu fragen, die ihm sein Kind gebracht.

Wohl freut er sich im Lenze, wenn alles singt und klingt,
nimmt huldvoll an die Kränze, die ihm der Sommer bringt.

Doch Blütenschmuck und Lieder, das ist nicht, was er sucht,
drum kommt im Herbst er wieder und fragt nach unsrer Frucht.

Die Frucht, die in der Stille erglüht in Leidensglut:
Ein gottergebner Wille mit still gelassnem Mut, –
ein Herz, das hier auf Erden nur eines noch begehrt:
IHM ähnlicher zu werden und in sein Bild verklärt!



Es besteht ein großer Unterschied zwischen Frucht
und Werken.

Werke sind der Erfolg einer Anstrengung.

Frucht geht aus dem Leben hervor.

Ein böser Mensch kann ein gutes Werk vollbringen,
aber ein fauler Baum kann nie gute Frucht bringen.

Hudson Taylor



Viel Frucht, mehr Frucht, bleibende Frucht!

Der Vater ist der treue Hort und Christus unser Leben.

Der Heil'ge Geist verklärt im Wort: Er der Weinstock, wir die Reben!

Der Vater hat viel Frucht im Aug'; viel Frucht ist seine Ehre.

Drum schneid't er alles, was nicht taugt, weg mit der Winzerschere.

Wenn dann die Rebe viel Frucht trägt, will mehr der Vater haben
und schneidet weiter unentwegt ganz ohne sie zu fragen.

Die Vaterhand, sie schneidet gut. Die Hebe braucht nicht zagen!

Weiß sie nur stets, dass er es tut, kann sie „Ja Vater!“ sagen.

Wenn er die Reb' noch kürzer schneid't, dass nur ein Aug' bleibt stehen;
dies Einfaltsaug' wird dann allzeit nur noch auf Jesus sehen!

So trägt sie immerwährend Frucht zu ihres Vaters Ehre,
halt still der Vaterliebe Zucht, der heiligen Winzerschere.

Hab' Vater, Dank! Du machst es so, dass all's dir dient zum Preise!

Nun lobt mein Herz dich still und froh: Wie groß bist du und weise! A.M.

Die Frucht des Geistes ist:

**Liebe, Freude, Friede,
Geduld, Freundlichkeit, Güte,
Glaube, Sanftmut, Keuschheit.**

Galater 5, 22

Liebe

wird mit Hass konfrontiert. Schlägt unsere Liebe um in Hass oder bleibt sie gottgeschenkte Liebe?

Freude

wird mit Traurigkeit konfrontiert. Bleibt die Freude im tiefsten Herzensgrund bestehen? Oder verfliegt sie, schlägt um in Verzagtheit und Jammern?

Friede

stößt auf Unfrieden. Bleibt der Friede in meinem Herzen, ganz gleich, wie es mir ergeht?

Geduld

stößt auf Ungeduld. Lassen wir uns mitreißen und werden auch ungeduldig? Reißt uns der sogenannte Geduldsfaden leicht? Worin ist unsere Geduld verankert? Ist sie nur guter Wille, Selbstbeherrschung oder Frucht des Geistes Gottes?

Freundlichkeit

stößt auf Unfreundlichkeit. Wie verhalten wir uns? Wie reden wir?

Güte

stößt auf Bosheit, die uns ausnutzen, uns schädigen will. Schlagen wir zurück oder bleiben wir in der Güte und überlassen es Gott, für uns zu streiten?

Glaube

(Vertrauen) Gott lässt uns oft lange warten. Aber „ob es währt bis in die Nacht und wieder an den Morgen, soll doch mein Herz an Gottes Macht verzweifeln nicht noch sorgen“–

Sanftmut

(Milde, Bescheidenheit) stößt auf Harte und Rücksichtslosigkeit. Behalten wir den Mut zur Milde? Oder brausen wir auf, werden rechthaberisch und hart?

Keuschheit

(Enthaltbarkeit, Klarheit) wird konfrontiert mit einer Welt der Zügellosigkeit und Schamlosigkeit. Wie reagieren wir? Lassen wir uns von Gottes gutem Geist halten und beherrschen, sodass wir nicht jedem Trieb nachgeben müssen? Durch solche Konfrontation mit der Welt um uns und in uns zeigt uns der Geist Gottes unsere menschliche Natur in ihrer Schwäche und schenkt uns zugleich die Kraft, den Anläufen des Teufels standzuhalten. Er wirkt in uns die Frucht, die er haben möchte.

F.P.

„Sind ihrer nicht zehn rein geworden?

Wo sind aber die Neun?“ Lukas 17, 17

Der Herr Jesus hatte zehn Leprakranke geheilt, aber nur einer kehrte zu ihm zurück, um ihm zu danken, und das war ausgerechnet ein verachteter Samariter.

Es ist eine wertvolle Lebenserfahrung für uns, wenn wir Undankbarkeit begegnen, denn nur dann können wir in kleinem Ausmaß den Kummer Gottes nachempfinden. Wenn wir großzügig schenken und keinerlei Anerkennung dafür erhalten, dann können wir eher ermessen, wie es Gott zumute ist, der seinen geliebten Sohn für eine undankbare Welt gab. Wenn wir uns in rastlosem Dienst für andere verausgaben, dann sind wir in Gemeinschaft mit Gott, der den Platz eines Sklaven einnahm, um einer undankbaren Menschheit zu dienen.

Undankbarkeit ist einer der wenig liebenswürdigen Charakterzüge des gefallenen Menschen. Paulus erinnert uns daran, dass die heidnische Welt zwar Gott kannte, aber ihn nicht als Gott verehrte und ihm auch keinen Dank darbrachte (Röm. 1, 21). Ein Missionar in Brasilien entdeckte zwei Indianerstämme, die kein Wort für „Danke“ kannten. Wenn man ihnen eine Freundlichkeit erwies, sagten sie einfach „Genau das wollte ich“ oder „Das wird mir nützlich sein“. Ein anderer Missionar, der in Nordafrika arbeitete, stellte fest, dass diejenigen, denen er einen Dienst erwies, ihm niemals ihren Dank ausdrückten, weil sie meinten, sie gaben ihm doch nur eine Gelegenheit, bei Gott Verdienste zu erlangen. Sie erwarteten, dass vielmehr er, der Missionar, ihnen dankbar wäre, weil er durch die Freundlichkeit, die er ihnen zeigte, doch selber Gunst bei Gott erwarb.

Undankbarkeit durchdringt die ganze Gesellschaft. Ein Radioprogramm in den USA, das sich „Arbeitsvermittlung im Rundfunk“ nannte, brachte es fertig, für 2500 Leute eine Arbeitsstelle zu finden. Doch der Ansager berichtete später, dass nur ganze 10 davon sich die Zeit nahmen, ihm dafür zu danken.

Eine Lehrerin, die mit Hingabe ihre Arbeit tat, hatte in ihrem Leben 50 Schulklassen unterrichtet. Als sie 80 Jahre alt wurde, bekam sie einen Brief von einem ihrer früheren Schüler, der ihr schrieb, wie sehr er ihre damalige Hilfe zu schätzen wusste. Sie hatte 50 Jahre lang unterrichtet, doch das war der einzige Dankesbrief, den sie jemals bekam.

Wir haben gesagt, es ist gut für uns, wenn wir Undankbarkeit erfahren, weil uns das einen schwachen Abglanz davon vermittelt, was der Herr die ganze Zeit über empfindet. Undankbarkeit ist auch deshalb eine wertvolle Erfahrung, weil wir daran merken, wie wichtig es ist, dass wir selbst dankbar sind. Allzu oft nehmen unsere Bitten an Gott mehr Raum ein als unsere Dankgebete. Wir nehmen seinen Segen als selbstverständlich hin. Und allzu oft vergessen wir, einem anderen Menschen Anerkennung auszusprechen für seine Gastfreundschaft oder seinen Rat, für das Mitnehmen im Auto, für seine Fürsorge und zahllose andere Freundlichkeiten. Ja, wir erwarten solche Dienste schließlich sogar, so als ob wir sie verdient hätten.

Die Geschichte von den zehn Aussätzigen sollte uns immer daran erinnern, dass wohl viele Menschen sehr viel Grund zum Danken haben, aber nur wenige sich ein Herz fassen und ihren Dank auch äußern. Ob wir wohl wirklich zu diesen wenigen gehören?